Gold und Ehre.

Von Otto M. Moeller.
Aus dem Dänischen übersetzt von J. Mangold.

(14. Fortsetzung.)

„Allerdings würden die Staaten nur im äußersten Nothfalle zu einem solchen Mittel greifen," fuhr der Präsident fort, „aber wenn's nicht anders geht....!" Er zog die Schultern in die Höhe und sah Erik bedenklich an. „Inzwischen," hob er, wieder in seinen leichten Ton fallend, von neuem an, „nehme ich an, daß Sie nicht wußten, was ich Ihnen mitgetheilt habe, so daß Sie erst jetzt einsehen, wie vollständig unmöglich und aussichtslos Ihr Plan ist, Ihre Entdeckung veröffentlichen zu wollen. Deshalb will ich so thun, als ob diesmal nichts vorgefallen wäre; Sie wissen ja nun, daß das nun einmal nicht geht! — Auch Frankreich hätte Ihnen eine Krone bieten können," fügte der Präsident, seinem eigenen Gedankengange folgend, hinzu, „und sollte mal der Augenblick kommen, wo Sie wünschen....."

„Der Augenblick kommt nie, Herr Präsident!"

„Ach," erwiderte der Präsident, „das Wörtlein ‚nie' soll man selten brauchen. Lassen Sie mich also meinen Satz vollenden: Sollte der Augenblick kommen, wo Sie wünschen, Ihre Entdeckung zu veräußern, dann kommen Sie nach Frankreich. Kein anderer Staat wird so erkenntlich sein! Aber ich hoffe, daß Sie jedenfalls nicht mehr daran denken, Ihre Entdeckung zu veröffentlichen," fügte er hinzu, als Erik Miene machte, sich zu empfehlen.

„Wenigstens bis auf Weiteres nicht," antwortete Erik, „so lange nicht, als die Staaten sich herabwürdigen, solche Mittel zu gebrauchen."

„Was wollen Sie! Salus populi suprema lex esto!" antwortete der Präsident achselzuckend, indem er seine Abschiedsverbeugung machte.

Sechzehntes Kapitel.

Etwa in der Mitte zwischen Alicante und Cabo de la Nao im südöstlichen Spanien, einige Meilen von der Küste entfernt, liegt eine kleine klippenreiche, nicht mehr als eine Viertelquadratmeile große Insel, La Isla Verde, deren Lage hinreißend schön ist.

Gegen Südwesten übersieht man die Bucht von Alicante mit ihren vielen weißen Segeln, nach Norden und Osten hat man Aussicht auf das spanische Festland, wo sich besonders die steile Bergkette, die sich von Alcoy bis ans Meer erstreckt, scharf am nördlichen Himmel abzeichnet. Im Nordosten schimmern die Umrisse von Ivica und Formentera, und im Süden und Südosten hat man, so weit das Auge reicht, das frische blaue Mittelmeer vor sich.

Aber der Ort ist einsam. Die gerade gegenüberliegende spanische Küste ist öde, und nur in meilenweiter Entfernung sieht man Schiffe, die nach Alicante oder weiter nördlich nach Valencia segeln. Die Insel selbst ist ihrer felsigen Beschaffenheit und ihrer geringen Größe wegen unbebaut, aber ihr Pflanzenwuchs ist üppig und unberührt wie der eines Urwaldes. Ihre Berggipfel sind mit Schlingpflanzen dicht bewachsen, und im Thale bilden Orangen und Goldregen, Feigen, Myrthen und Buchsbaum kleine Wälder. Hohe Gräser, Farne und Kaktus wuchern überall, und der weiße Jasmin blüht allerorten.

Diese Insel hatte Erik von der spanischen Regierung gekauft, die sich ein schönes Stück Geld dafür hatte bezahlen lassen. Auf einem hochgelegenen Punkte hatte er sich eine glänzende Marmorvilla erbaut, und eine kleine Bucht an der Südwestseite war zu einem Hafen eingerichtet worden, worin eine Jacht unter Dampf jederzeit zum Auslaufen bereit lag.

Seit dem Vorfall in Paris und dem Gespräche mit dem Präsidenten Chaspal waren Erik und seine Frau in vielen Ländern umhergereist. Eine Zeitlang hatte er am Genfer See gewohnt, sich ein halbes Jahr in Montpellier aufgehalten, Abstecher nach Egypten und Konstantinopel gemacht u. s. w., aber nirgends hatte er rechte Ruhe gefunden. Gelangweilt und der Menschen überdrüssig war er endlich zu dem Entschlusse gekommen, sich auf der einsamen Insel niederzulassen und wieder zu arbeiten.

Im Erdgeschosse der Villa richtete er sich ein chemisches Laboratorium so reichhaltig und vollständig als nur möglich ein. Alle denkbaren Apparate, vom Aräometer bis zu Soxhlets Fettmengebestimmungsapparat, ein Ding, das Erik wahrscheinlich niemals gebrauchen würde, waren dort zu finden. Die Gasometer waren von Platin, ebenso die meisten andern Metallgeräte, und in einem Schranke von Ebenholz standen Gläser mit allen bekannten Verbindungen, die sich irgendwie aufbewahren ließen. Erik hatte ein eigenes Vergnügen daran gefunden, alles das zu sammeln, denn er wünschte der Besitzer des besten und vollständigsten chemischen Laboratoriums der Welt zu sein.

Mit dem Reize der Neuheit verlor es indessen auch etwas von seiner Anziehungskraft für ihn. Er versuchte, eine wirklich systematische Arbeit im Laboratorium anzufangen, und beschäftigte sich infolge einer naheliegenden Gedankenverbindung einige Zeit damit, die Entstehungsweise der Diamanten und der Möglichkeit ihrer künstlichen Herstellung zu studiren, allein er kam nicht über die Ergebnisse hinaus, die andere schon früher erreicht hatten. Es gab immer nur mikroskopische Diamanten.

Nun warf er sich eifrig auf die organische Chemie. Er begann seltene Pflanzen in seinem Garten anzubauen und ließ ein Treibhaus anlegen. Eine Zeitlang verfolgte er die verschiedenen Entwickelungsstufen der Pflanzen, analysirte Wurzeln, Stengel, Blätter und Früchte und glaubte zuletzt im Samen einer Lilienart eine neue organische Basis gefunden zu haben.

Das gab ihm neues Leben. In einem Zuge schrieb er eine lange Abhandlung und schickte sie mit einer Probe des gefundenen Stoffes an das Journal chimique (er wußte, daß die spanischen Behörden jeden Brief, den er abschickte, sorgfältig untersuchten), erhielt seine Sendung aber nach ein paar Wochen mit der höflichen Nachricht zurück, daß der Stoff bereits seit mehreren Jahren bekannt sei. Damit gab er die Pflanzenchemie auf, denn er sah ein, daß er eine Reihe von Jahren auf Spezialstudien verwenden müßte, und dazu hatte er keine Geduld mehr.

Eine Zeitlang trug er sich mit dem Gedanken, seine eigene Entdeckung weiter zu führen und auf ein größeres Gebiet zu übertragen, allein er blieb bei dem Gedanken. Unzufrieden mit dem Dasein und sich selbst, konnte er nun Tage lang umhergehen, ohne sich zu beschäftigen. Sein Tisch war mit wissenschaftlichen Zeitschriften überschwemmt, aber er rührte sie kaum noch an. Die Tage, wo die Ankunft einer neuen Nummer des Journal chimique ein Ereigniß gewesen war, wie in der Fabrik von Rönnigshof, waren dahin. Schließlich ging er dann nur in sein „Museum" und machte sich etwas zu thun, indem er eine trüb gewordene Flüssigkeit filtrirte oder nachsah, ob nicht ein Stoff verduftet war, und dergleichen.

Selbst die Beziehungen zwischen den Eheleuten litten unter alledem. Gerade weil sie sich in rein materieller Hinsicht nichts mehr wünschen konnten, was sie nicht schon besessen hätten, oder sich mit der größten Leichtigkeit verschaffen konnten, kam etwas Todtes über ihr tägliches Leben. Sie hatten keine Veranlassung mehr, sich Kleinigkeiten wie ein Häuschen mit Garten oder einen Wagen zu wünschen; sie besaßen den Schlüssel, der alle Thüren erschloß, sie aber auch gleichzeitig der Langeweile öffnete. Darunter litten sie, wenn sie auch nicht darüber sprachen, und beide dachten mit einer Mischung von Rührung und Wehmuth an die glücklichen Tage in der Fabrik von Rönningshof zurück, wo wenig über ein halbes Hundert Kronen einen ganzen Monat reichen mußte und sie sich nichtsdestoweniger so unendlich glücklich gefühlt hatten. Jetzt fiel es Erik gar nicht mehr ein, sich den glücklichsten Menschen auf der Welt zu nennen, und seiner Frau ebensowenig, zu erklären, daß dazu zwei gehörten.

Sie litten beide darunter, daß er unbekannt und unbeachtet bleiben sollte, während sie selbst nur zu gut wußten, daß sein Name auf allen Lippen schweben könnte. In der Regel wurde er für einen verdrehten Engländer gehalten, nicht mehr und nicht weniger. Während seines Aufenthaltes in Montpellier hatte er versucht, Verbindungen mit den dortigen gelehrten Kreisen anzuknüpfen, und es auch erreicht, Mitglied der physikalisch-mahematischen Gesellschaft zu werden, aber er wußte ganz genau, daß er das nur seinem Reichthum zu verdanken hatte, und fühlte sehr wohl, daß er in Wirklichkeit übersehen und für nichts geachtet wurde.

In dieser Gesellschaft hatte er einen Pariser Professor kennen gelernt, der sich durch Erfindung einer neuen dynamo-elektrischen Maschine einen nicht unverdienten Ruf erworben hatte, aber es war ihm im Gespräch mit ihm bald klar geworden, daß dieser auf ihn als einen wohlhabenden Dilettanten herabsah, der an und für sich nichts bedeutete. Er hätte alle diese Leute in athemloser Bewunderung zu seinen Füßen sehen mögen, diese überlegenen Herren, darauf hatte er ein Recht — und gerade das konnte er nicht erreichen.

Je länger er darüber nachdachte, um so mehr peinigte ihn der Gedanke, das nicht erreichen zu können! Wie furchtbar dumm war er gewesen, als er in die Bank „Dania" gegangen war, ohne einen anderen Zweck, als um zu hören, was die Leute dort zu seiner Entdeckung sagen würden — fürchterlich dumm, geradezu blödsinnig! Ja, er war naiv genug gewesen, sich einzubilden, daß ihm Niemand einen Strohhalm in den Weg legen könne, wenn er seine Entdeckung veröffentlichen wolle. Unvorbereitet überraschen hätte er sie müssen — dem Goldteufel den Hals brechen, solange er die Macht und Gelegenheit dazu hatte, schnell, unverzüglich, statt sich den günstigen Augenblick entschlüpfen zu lassen, so daß der Goldteufel ihn nun höhnisch angrinste.

Was lag ihm daran, daß das Gold unter vier Augen sein gehorsamer Diener war, daß es nichts in der Welt gab, das nicht sein geworden wäre, wenn er nur mit dem Finger darauf zeigte? Nur eines wollte er haben: Berühmtheit, einen unsterblichen Namen, und gerade das war das einzige, wonach er die Hand nicht ausstrecken durfte. Vergebens zerbrach er sich den Kopf, um ein Mittel zu finden, seine Entdeckung hinaus in die Welt zu bringen, ohne daß ihn Jemand daran hindern konnte. Sollte er die Beschreibung seines Verfahrens in eine Flasche legen und diese in's Meer werfen? Sollte er in einem Luftballon aufsteigen und sie auf der Erde verstreuen? Ach, das war ja alles Unsinn.— so würde sie nicht in die rechten Hände kommen, in die der Fachleute, höchstens könnte ein Staat sie rauben, und das wäre das Schlimmste von allem.

Nein, er konnte keine Antwort auf diese Frage finden. Sollte sie gelöst werden, so mußte der Zufall den Weg zeigen.

Aber dieses thatenlose Leben, wo die Stunden wie Schnecken dahinschlichen, war nicht mehr zu ertragen. Er konnte es auf seiner einsamen Insel nicht mehr aushalten — lieber wollte er sich auf gut Glück wieder dem Reiseleben ergeben.

Siebzehntes Kapitel.

Erik und seine Frau machten im eigenen Schiffe, einem prächtigen Fahrzeuge, eine Reise um die Welt.

Der Ruf dieses Schiffes hatte sich während des halben Jahres, wo es auf der Werft in Glasgow lag, über die ganze Welt verbreitet, obgleich man sich die größte Mühe gegeben hatte, nicht viel davon in die Oeffentlichkeit dringen zu lassen. Der Eigenthümer, „ein Sonderling, der sich vermuthlich in Ostindien oder China ein ungeheures Vermögen erworben hat," wünscht das so, wie man sagte. Allein da über tausend Menschen täglich an dem Fahrzeuge arbeiteten, konnte es nicht ausbleiben, daß die hervorragendsten europäischen Zeitungen mit der „Times" an der Spitze folgende Mittheilung brachten:

„Ein merkwürdiges Schiff ist seit einiger Zeit auf der Werft von Eggleston in Glasgow im Bau. Es wird aus platinisirten Stahlplatten erbaut und mit einem bisher unbekannten Komfort ausgestattet. Obgleich dem Vernehmen nach zunächst zum Luftfahrzeug bestimmt, wird es doch mit Kanonen von verhältnißmäßig schwerem Kaliber armirt und in mancher Hinsicht wie ein Kriegsschiff eingerichtet. Eine Reihe von zwölf geräumigen, prachtvoll möblirten Kajüten mit echt vergoldeten Decken und Wandverkleidungen von Ebenholz erstreckt sich vom Heck bis zur Mitte des Schiffes und bietet dem Eigenthümer einen Aufenthalt von großartiger Pracht und äußerster Behaglichkeit. Dem Gerüchte zufolge soll der Besitzer ein mehr als verbrechter Ausländer sein, dem es als Eigenthümer unermeßlich reicher Goldlager in einem andern Welttheil nicht auf ein paarmal hunderttausend Pfund mehr oder weniger anzukommen braucht. Man berechnet, daß dieses wunderbare Luftfahrzeug auf über anderthalb Millionen Pfund Sterling zu stehen kommt, ohne den ungeheuren Werth der Dampfkessel mitzurechnen, die aus gewalztem Platim hergestellt sind."

Das Schiff erhielt den Namen „Chemeia" (das griechische Wort für Chemie) und lief zu Anfang des neuen Jahrhunderts vom Stapel. Der Bau war ungewöhnlich gut gelungen und die Probefahrt hatte ein außerordentlich zufriedenstellendes Ergebniß, obgleich sie unter sehr ungünstigen Witterungsverhältnissen stattfand. Die „Chemeia" war nach der Ansicht Sachverständiger eines der besten Schiffe, die jemals einen Hafen verlassen haben.

(Fortsetzung folgt.)

— Entrüstung. Schaffner (vor dem vollbesetzten Zug): „Zurück! Alles zurück!" Commerzienrath: „Wie haißt — sein mer Frühlingsgedichte?!"

— Besorgt. Jung verheirathete Frau (zur Nachbarin): Probiren Sie doch mal, Frau Schmidt, was ich hier gekocht habe — — ob das wohl zu essen geht?

— Nicht eitel. Sie: So zieh' doch ein frisches Vorhemd an, wenn du zum Herrn Bürgermeister gehst, Nathan, — das deinige hat Flecken. Er: Wozu? Ich will mer net schmeicheln!

— Beleidigt. „.. Was, lieber Freund, Sie weilen noch unter den Lebenden?! .. Man sagte mir doch, Sie wären schon gestorben .." „So ... und da waren Sie nicht einmal bei meiner Beerdigung?!"

— Gut gegeben. Fremder (zum Schulzen eines Ortes): Bei dem letzten Gewitter hat ja der Blitz siebenmal in Ihrem Orte eingeschlagen, und auch jeder Schlag gezündet? Schulze: Ja, das lassen sich unsere Leute nicht nehmen!

— Ein Optimist. Beamter (ein Schreiben öffnend, für sich): „Schau, schau, eine Rase — vom Minister selbst unterschrieben! Ich dachte schon, man ließe mein 25jähriges Dienstjubiläum ganz sang- und klanglos vorübergehen."

Lackschuhe No. 35.

Skizze von Hedwig Stephan.

Fanni wollte nicht mitfahren. Nein, auf keinen Fall wollte sie mitfahren. Die Kollegengesellschaft aus der Gewerbeschule sagte ihr schon seit langem nicht zu — diese Damen in phantastischen Reformkleidern und diese lockenmähnigen Vertreter des männlichen Geschlechts — es sollte künstlerisch wirken und machte eigentlich immer nur einen etwas unsorgfältigen Eindruck. Fanni war gewiß nicht duckmäuserig, aber von rechter Fröhlichkeit, wie sie sie liebte, war dieses Ungebundensein der Leutchen recht weit entfernt, und wenn die rothaarige Ditha Kolbe neulich mit Bezug auf sie gemeint hatte: „Tugend ist, wenn keiner kommt," dann konnte sie darüber nur die Achseln zucken. Von dieser Sorte Männer sollte auch gar keiner kommen — ehe sie sich für so lockere Vögel putzte und in Staat warf, lieber mochten das Schleierstoffkleid und die Lackschuhe den ganzen Sommer über liegen bleiben!

Mit einer energischen Bewegung steckte Fanni den Schildpattpfeil fester in ihre Zöpfe und griff nach dem Sofakissen, an dem sie gearbeitet hatte. Hu, diese pfauenblaue Geschmacklosigkeit! Jedesmal, wenn sie sie in die Hand nahm, kochte die Galle wieder in ihr über. Den Adler sollte sie heraustrennen, der war doch heutzutage nicht mehr zeitgemäß — ja, das hatte die behäbige Auftraggeberin sich nicht entblödet, ihr zu sagen — sie konnte ja dafür irgendein anderes „nettes Viecherl" auf die Platte sticken! Fanni hatte sehr an sich halten müssen, um ihr als besonders passend nicht ein Schaf vorzuschlagen, aber — lieber Gott — sie durfte es mit der Kundschaft nicht verderben, besonders jetzt nicht, wo Frau Weibezahl am Ersten die Miete wieder tüchtig erhöht hatte und auf ihre leise Beschwerde recht deutlich durchblicken ließ, daß sie auf Vermieten an Damen auch nicht den mindesten Wert lege.

Fanni hielt mit Trennen inne und seufzte ein wenig. Ach, es war mitunter gar keine Lust zu leben, und die Aussicht auf eine Aenderung betrübend gering, wenn wirklich „keiner kam", wie die rote Ditha ihr so freundschaftlich prophezeit hatte!

Dr. Georg Kühner lief in voller Wut und in Filzpantoffeln in seinem Arbeitszimmer auf und ab.

„Heiligeskreuzmillionen — —!" Hm, ja, das Fluchen hatte er sich ja zusammen mit dem Zigarrenrauchen angewöhnen wollen, aber war die Geschichte nicht tatsächlich dazu angetan, um auch einen Laubfrosch um seine Ruhe zu bringen? Wer ihm das früher gesagt hatte, daß er noch mal eine Vereinssitzung würde schwänzen müssen, weil er keine Stiefel anzuziehen hatte! Einen dringenden Bedarfsfall sein besaß er allerdings schon seit Weihnachten, aber bei seiner letzten Nachfrage hatte ihn das Schuhfräulein hold lächelnd damit getröstet, daß er nur noch 16 Vordermänner habe. Da konnte es also gut und gern Neujahr werden, bis ihm ein paar neue Botten wuchsen, und die alten hatte er mittlerweile so schief gelaufen, daß der Gang zum Schuster schließlich nicht mehr aufzuschieben war. Um fünf hatte der Schurke sie zurückschicken wollen — jetzt war es halb sieben — um sieben fing die Sitzung an, und er sollte einen Vortrag über Reibungskoeffizienten halten — himmeltausendsaderlot — — —!

Ha, da klingelt es — das waren sie!

Er stürzte zur Tür und riß dem Boten das Paket so unsanft aus der Hand, daß der in beschleunigtem Tempo auf seinen Holzlatschen die Treppe wieder herunterstolperte. Zur Rechten wie zur Linken flog ein Filzpariser in die Ecke — Georg wickelte das Paket auf und — — Teufel noch mal, was war das? Das waren ja gar nicht seine Stiefel, das waren ein paar Lackschuhe — Damenlackschuhe — — Er sauste auf Strümpfen zum Fenster — jawohl, da hinten weit in nebliger Ferne verloren sich schon die Spuren des Schusterjungen — — In ohnmächtigem Zorn drohte Georg mit der Faust hinter ihm her und sank dann stöhnend auf einen Stuhl. Vertauscht hatte der Lümmel die Pakete, und seine guten ehrlichen Rindsledernen lagerten jetzt irgendwo bei einem kleinen Fräulein, das vielleicht in den Lackschuhen hatte tanzen gehen wollen.

Na, die mochte sich auch nicht schlecht ärgern!

Er stand auf, besah sich die Schuhe noch einmal und konnte trotz seiner inneren Zerrissenheit ein Gefühl der Bewunderung nicht unterdrücken. Er hatte nun mal eine Schwäche für zierliche Frauenfüße, und das hier — alle tausend — höchstens No. 35 — —

Er drehte sie herum, und siehe da! — auf der Sohle des einen stand geschrieben: „Sonnabend abend, Fräulein Keberle." —

Keberle — Keberle — — wo hatte er doch diesen fidelen Namen noch gehört oder gelesen? Richtig, hier im Nebenhause war ja ein Schild an der Tür: „Fanni Keberle, künstlerische Handarbeiten, auch wird bebatikt!" — eine Zusammenstellung, die er nicht recht begriff, da er unter „gebatikt werden" immer eine Art schwedischer Heilmassage vermutet hatte.

Na, darüber konnte er sich jetzt vielleicht aufklären lassen; denn natürlich — er mußte die nachbarliche Keberle aufsuchen und ihr die Lackschuhe zurückbringen. Allerdings — er sah an sich herunter — so mangelhaft bekleidet — aber schließlich, er war eben ein Opfer „höherer Gewalt" und am Ende konnte man sich einem batikenden Fräulein gegenüber in den äußeren Formen ruhig ein wenig gehen lassen.

„Dr. Kühner? Kenn' ich nicht. Lassen Sie den Herrn nebenan eintreten," sagte Fanni und war sehr erstaunt über den niederschmetternden Blick, den ihr Frau Weibezahl zuwarf. Sie öffnete die Tür zu ihrem Arbeitszimmer, hätte sie aber beinahe gleich wieder zugeworfen, denn da stand ein schlanker junger Mann mit einem sympathischen Gesicht und sehr gut angezogen, aber — in Filzpantoffeln. In zeisiggrünen gestickten Filzpantoffeln, die er vergeblich durch einige anmutige Beinbewegungen zu verdecken suchte.

Zögernd trat sie näher auf ihn zu. „Mein Herr, Sie wünschten mich zu sprechen?"

„Ich — jawohl — verzeihen Sie nur, mein Fräulein — —" stammelte Georg einigermaßen in Fassung. Alle Welt, das war ja eine wirkliche „Dame" und eine sehr anziehende, noch dazu mit ihren sanften braunen Augen und dem weichen Mund, wozu das keck in die Welt schauende Näschen einen ganz aparten Gegensatz bildete. Und diesem reizenden Mädel mußte er in Filzschuhen — das war ja zum Auswachsen — das war ja — — Er zog und zerrte an der Schnur, die er um das Schuhpaket gewickelt hatte.

„Ich bin nämlich das Opfer einer Verwechselung geworden, mein Fräulein — Sie werden es selbst ja wohl schon bemerkt haben — und leider —" er zeigte auf seine grünen Leisetreter — „ich habe keine zweiten zu versenden."

„Mein Herr, ich verstehe absolut nicht — —"

Georg riß mit einem wütenden Ruck das Papier ab und hob die Schuhe in die Höhe.

„Es handelt sich um diese Schuhe — ich wollte mir erlauben — —"

„Danke!" sagte Fanni kühl. „Ich habe keinen Bedarf. Packen Sie nur wieder ein."

„Aber ich will sie ja gar nicht verkaufen!" rief Georg in heller Verzweiflung. „Es sind ja doch Ihre eigenen — der Schuster hat Ihnen dafür meine geschickt — wenigstens habe ich das bisher angenommen —." Jetzt begriff Fanni endlich. Sie sagte: „Oh! — —!" lief in ihr Schlafzimmer und kam mit Georges Stiefeln zurück, lieblich errötend und sehr verlegen.

„Verzeihen Sie nur, mein Herr, das Mißverständnis ist mir unendlich peinlich — ach bitte, wollen Sie nicht Platz nehmen?"

Georg entsann sich dunkel, daß er ja heute noch einen Vortrag über Reibungskoeffizienten halten wollte, kam indessen trotzdem der Aufforderung nach und steckte die Zeisiggrünen möglichst tief unter die Sesselfüße.

„Aber bitte sehr, mein verehrtes Fräulein, gar keine Ursache zur Entschuldigung! Heutzutage kann man ja nie wissen — und ich glaubte eben, Sie hätten das Versehen auch schon selbst bemerkt und brauchten vielleicht Ihre Schuhchen zu morgen für einen Ausflug — es wird nämlich herrliches Wetter!"

Fanni konnte einen leisen Seufzer nicht unterdrücken. Ja, allerdings — sie hatte eigentlich mit Kollegen nach Potsdam fahren wollen — aber es passe ihr da so allerhand nicht — —

Wie merkwürdig — gerade morgen gedachte auch Georg eine Tante in Potsdam aufzusuchen! Und wenn Fräulein Keberle es nicht für allzu aufdringlich hielte — es wäre doch um das schöne Wetter gar zu schade — und um die niedlichen Lackschuhe — und um — — ja, um 9 Uhr 30 ginge ein sehr empfehlenswerter Zug.

* * *

„Aha, also daher!" sagte Ditha Kolbe, als sie vier Wochen später von Fannis Verlobung hörte. „Na, wegen einem Dr.-Ing. lohnte sich's ja allenfalls schon, die Unnahbare zu spielen!" — Frau Weibezahl aber zuckte vielsagend die Achseln, wenn sie den Fall in der Pförtnerloge erörterte.

„Ich hab' sie ja auch immer für was Solides gehalten — aber wissen Sie — lange ehe sie verlobt waren, hat er sie ja schon besucht, und — ob Sie's mir nun glauben oder nicht — — in Filzpantoffeln!"

— Unvorsichtig ausgedrückt. Ein Landwirt sandte folgende Depesche an einen Viehhändler: „Schwein eben zur Bahn geliefert. Falls Sie noch Ochsen gebrauchen, denken Sie an mich."

Pelz.

Die Geschichte eines schwarzen Katers.

Von Lothar Brieger.

Wenn ein Ehepaar keine Kinder hat, so mag das auch seine Vorzüge haben. Der Schreibtisch ist immer in Ordnung, niemals sucht man ärgerlich nach seinem Federhalter, um ihn schließlich entsetzt aber noch rechtzeitig Hänschen oder Gustav oder Minchen oder Lieschen aus dem Munde zu reißen. Keine wertvollen Manuskripte verschwinden in rätselhafter Weise, finden sich aber dann als lustige Papierschiffchen in der Badewanne wieder. Der Mensch kann ausgehen, wann und so oft er will, sogar mit seiner Frau, ohne daß er zu befürchten braucht, seine Lieblinge stellen inzwischen nur sehr kostspielig wieder gutzumachendes Unheil an. Das alles hat, wie gesagt, seine Vorzüge, es ändert aber nichts an der Tatsache, daß sich der Mensch auf die Dauer ohne Kinder außerordentlich einsam vorkommt. Wir Menschen sind eben so geschaffen, daß wir nicht ohne Wesen leben können, die uns Arbeit und Sorge machen.

In dieser Lage kommen dann die meisten Menschen „auf den Hund". Ob das nun aber ein großer biederer Neufundländer oder nur ein kleiner frecher Dackel ist: Fleisch frißt er auf alle Fälle gerne. Und gerade Fleisch ist das, was man in diesen schönen Zeiten selbst nicht hat. Von Zeit zu Zeit trifft man zwar immer wieder Menschen, die Wunderhunde haben, die einfach alles fressen, was man ihnen vorsetzt, aber lernt man diese enthaltsamen Tiere einmal näher kennen, so entpuppen sie sich doch als eine bedenkliche Gefahr für die schmale Speisekammer. Außerdem aber kostet auch der beste und enthaltsamste Hund Steuern, und diese Steuern werden immer größer.

„Ich will einen Kater haben!" sagte ich darum eines Tages zu meiner Frau. „Das Bier enthält keinen Alkohol und der Wein ist nicht zu bezahlen. Einen wirklichen Kater! Einen schwarzen Hauskater!"

Meine Frau ging an das Bücherbrett, wo in schönen Lederbänder das Brehmsche Tierleben stand, unser kostbarstes Besitztum (fünf Mark monatlich, die Gerichtskosten nicht mit eingerechnet). Sie nahm fürsorglich den Band „Katze" heraus und hielt ihn mir aufgeschlagen unter die Nase. Da konnte ich es lesen: Die Katze ist ein Nachttier, schen, hängt nicht am Menschen, ist unverläßlich und wie alle Raubtiere eigentlich heimtückisch, kurz, ein immer nur mit Mißtrauen zu betrachtendes Geschöpf. Aber meine Frau wußte noch mehr. Sie entfaltete eine geradezu wissenschaftliche Kenntnis auf dem Gebiete des ganzen Katzentums, die sie bei allen möglichen Schauergesprächen in der Nachbarschaft aufgelesen haben mußte, und es stand für sie ganz fest, daß unser zukünftiger Kater kein größeres Vergnügen kennen würde, als uns heimlich in der Nacht die — Kehle durchzubeißen. Nach einer alten Tante meiner Frau ist das nämlich ein köstliches Hauptvergnügen. Nun weiß man wenigstens, warum so viele Morde unentdeckt blieben.

Ich hingegen berief mich beruflich mehr auf das Literarische, auf den Kater des Propheten Mohammed — als dieser brave Mann einmal seinen Kater auf seinem Mantel schlafend fand, schnitt er den Zipfel des Mantels ab, um das Lieblingstier nicht zu wecken, und die Katze ist das einzige Tier, dem der Koran das Paradies öffnet. Die alten Aegypter hielten Katzen als Hausgottheit, Todesstrafe stand auf Katzentötung, und es waren doch nicht dumme Menschen, schließlich hat auch unser Berliner Klassiker E. Th. A. Hoffmann an seinem „Kater Murr" mehr gehangen als an vielen Menschen, und der belgisch-französische Schriftsteller Huysman hat in „La bas" den Kater gefeiert. Und so weiter.

Ich vermochte meine Frau nicht zu überzeugen. Sie schneidet immer ein Gesicht, wenn ich auf die „Literatur" zu sprechen komme. Aber am nächsten Tage, als sie vom Einholen wiederkam und ihre Markttasche öffnete, lag da drinnen doch eine kleine schwarze Kugel und — schnurrte. Erfreut streckte ich meine Hand aus, um strichelnd Bekanntschaft zu schließen. Sofort wies mich eine kleine schwarze Pfote mit großer Energie zurück. Eine schwarze Nase, an der sich bereits einige kolossalle Haare entfalteten, schob sich vor, ein Paar runder, gelber Augen sah mich zurückweisend und hochmütig an. Dann entstieg ein kleines, über und über schwarzes Wesen der Markttasche, reckte sich, streckte sich, warf uns einen flüchtigen Blick zu, der von kränkend geringem Interesse zeugte, und schlug den Weg zum Wohnzimmer ein, als ob wir überhaupt nicht vorhanden wären.

„Er ist sechs Wochen alt und kommt direkt von der Mutter!" erklärte meine Frau stolz. Es blieb uns nichts weiter übrig, als ins Wohnzimmer nachzugehen.

„Katzen sind scheu," erklärt Brehm mit der Würde der unanfechtbaren Autorität. Wie recht er hat, bewies unser neue Hausgenosse sofort, indem er sich auf unseren Eßtisch verfügte und alles darauf Stehende einer genauen Inspektion unterzog. Wir waren für ihn nicht vorhanden. Er beschnupperte jedes Möbel im Zimmer mit einer für ein Kind von sechs Wochen merkwürdig gescheiten Miene und prägte es — nach seiner gekrausten Stirn zu urteilen — seinem Gedächtnis ein. Als er mit dem einen Zimmer fertig war, verfügte er sich in das nächste. War eine Tür geschlossen, so stellte er sich davor auf, sah uns ärgerlich an und sagte „Miau!", worauf wir uns dringend beeilten, die Tür zu öffnen. Dann ging er ohne Dankeswort, ja ohne Blick für uns hinein.

Erst als er glücklich die ganze Wohnung durch hatte, schritt er geraden Wegs ins Wohnzimmer zurück und auf ein Sofakissen — er mußte sich das gleich für diesen Zweck gemerkt haben —, um sich streicheln zu lassen. Das besorgten wir denn zart und respektvoll. Er hatte ein Fell wie die Boa, die sich meine Frau immer wünscht, wenn endlich das große Los gewonnen sein wird. Wir kamen darum überein, ihn einfach Peter Pelz zu nennen. Im Schlafzimmer wurde ihm ein Kissen zurechtgemacht. Mitten in der Nacht weckte mich meine Frau mit einem entzückten Jauchzen. Ein leises, liebes, melodisches Schnurren erfüllte das Zimmer.

„Na, was ist denn?"

„Peter ist zu mir schlafen gekommen!"

Von dieser Nacht an datiert die große, herzliche Freundschaft zwischen meiner Frau und Peter Pelz, in der ich ans meiner früheren Hauptrolle zu einem Nichts, einem bloßen geldverdienenden Anhängsel herabgesunken bin.

Dieses schwarze Rabentier hatte sich langsam aber sicher zum eigentlichen Herrn unserer ganzen Häuslichkeit gemacht. Das Mittagessen hängt nicht mehr davon ab, was mir schmeckt, weit gefehlt, Peter ist heikel und gibt sein Mißfallen an einer ihm nicht sympathischen Nahrung zu erkennen, indem er ungnädig den Rücken kehrt und sich in ein anderes Zimmer zurückzieht. Schlafen tut er jetzt manchmal bei mir, für die Glücklichen ist das dann jedesmal Gegenstand eines besonderen Triumphes. Die Kehle hat er uns noch nicht durchgebissen, dazu scheint er auch keine besondere Neigung zu haben. Sowie man ihn anfaßt, schließt der Schlauberger halb die Augen und fängt zu schnurren an, als ob das das größte Vergnügen wäre. Aber ich habe ihn im Verdacht, daß das nur Politik ist, und daß er es vorzieht, wie seine ägyptischen Ahnen, stundenlang unbeweglich mit großen Pupillen in einer Korridorecke zu sitzen und angestrengt über Dinge nachsinnen, d[ie] der plumpen Dummheit der M[en]schen offenbar nicht erreichbar [sind].

Mit dem Kanarienvogel hält er beste Freundschaft, e[r] ihm stundenlang zu, ohne d[en] rühmten Katzensprung zu [machen]. Ja, wenn der Kanarienvogel [nur] ren Leuten gehören würde! Sommer konnten meine Frau ich nicht zusammen verreisen hatten kein Mädchen, unser hatte uns gekündigt, weil sie vierstunden nehmen wollte un[d] keinen Flügel anschaffen k[ann]. Es steht aber im heiligen B[uch]: „Die Katze hängt vor allem Hause." So mußte jeder [von] allein verreisen, während die re Ehehälfte Peter Gesellschaft te, denn wir wagten doch nicht gegen Brehms Autorität auf[zu]sen mitzunehmen.

Es ist etwas Merkwürdig[es] der Tyrannei, die ein Tier man einmal liebgewonnen [hat] aller Liebenswürdigkeit über Menschen ausübt. Es ist [eine] Art Rache der Tierwelt dafür, der Mensch sie mißachtet und ihrer rücksichtslos egoistisch be[handelt].

Die Leichen des ermordeten Zarenpaares.

Dem von der Omsker Regierung seinerzeit an Ort und Stelle entsandten Senatsausschuß gelang es, die meisten der Leichen der ermordeten Romanows aufzufinden; nur die Leichen des Zarenpaares wurden nicht auffindbar. Sie lagen in der Nähe von Jekaterinburg in einem gemeinsamen Grab. Zum größten Teil konnte man sie noch erkennen und nach Omsk bringen. Die Untersuchung hat ergeben, daß die Leichen des Zarenpaares in Stücke gehauen und verbrannt worden sind. Die Auffindung des Grabes geschah unter seltsamen Umständen. Ein Hund, der einer der Zarentöchter gehört hatte, war in der Gegend zurückgeblieben und hatte bei einigen Bauern ein Heim gefunden. Täglich lief er zu dem Platz, wo die Leiche seiner Herrin lag. Auf diese Art entdeckte man das Massengrab, das die Mörder unkenntlich gemacht hatten.